

(Nachdruck verboten.)

111

Proletarier.

Von Christen Sundgaard.

Ganz verwirrt stieß er gegen das Haus, aber der Sturm heulte um die Ecken, und das Wasser platschte vom Dach herunter. Also herum nach der anderen Seite. Nein, — überall dasselbe platschende Träufeln von den Dächern, und derselbe durchschauende Wind.

Er kroch unter einen Busch zusammen, sich selbst und die ganze Welt aufgebend.

Oh, könnte er nur ein Licht sehen, sei es auch in meilenweiter Ferne — ein Zeichen, daß lebende Menschen existierten. Ob es außer ihm noch einen einzigen Menschen gab, der in dieser schrecklichen Nacht, in diesem wilden Wetter so einsam und hilflos war? Wenn sie das zu Hause — die vielen Meilen weit entfernt, wüßten! Oh, wenn du es wüßtest, Mutter!

Aber die Nacht war schwarz wie die schwärzeste Kohle, und der Wind schrie draußen in der Dunkelheit. Und es klang wie das Heulen wilder Tiere, wie Kinderweinen, wie die Klagen armer Menschen und wie Schrei auf Schrei Wahnsinniger in Todesängsten!

Dann tönte es wie Gelächter, leise — lauter — wild — entsetzlich — wie es kein lebender Mensch noch gehört hat —. Und wieder heulte der Wind auf, jammernnd, seufzend, mit erstickten Schreien, mit Stöhnen, Lachen und Weinen — —. Hin über schwarze Wälder, über die Seiden raste das Unwetter, über die wilden Wege — als fause es mit allem Jammer des Erdreiches von dannen!

Da sank der Körper des Armen zusammen. „Herr Jesus!“ hätte er am liebsten geschrien — „Herr! Herr! Hüffe!“ Aber er schrie nicht. Der Regen strömte, und der Sturm segte über die flachen Felder — er hörte es nicht. Die Kälte krümmte seine Glieder, und er wußte von nichts — —

Sein Herz war eine einzige Klage, ein Schrei in der wilden Nacht. Will denn diese Nacht nie ein Ende nehmen?

Stunde auf Stunde schlich dahin. Aber in der ersten grauen Morgendämmerung kroch ein armer Mensch aus einem Busch hervor, erhob sich, fiel, krabbelte weiter, Wasserstreifen hinter sich lassend, — — stand wieder auf und schwankte über das schwarze aufgeweichte Feld, wälzte sich durch die hodenlose Pflügerde, und patschte durch die Wasserpfützen, die überall standen. Als er die Landstraße erreichte, verfolgte er diese und verschwand im Halbdunkel.

Ob der Gefindevermieter zu Hause ist?

„Nein, augenblicklich nicht.“

Ob er bald nach Hause käme?

„Ja, vielleicht zu Mittag.“

„Danke.“

Mit diesem Bescheide taumelte Martin wieder aus der Tür des Gefindevermieters und schlich durch eine Quergasse in die Stadt hinunter.

Da lagen eine Gasanstalt und eine große Brauerei. Wo bekam man das Geld her, um etwas so Großes aufzubauen? Und wie bekam man Geld, um Gas und Bier zu bezahlen? Ein Bäckerjunge kam mit einer Platte Wecken eilig an ihm vorüber. Oh — er fühlte, wie es in seinen Eingeweiden aufstieß. Würde er doch nur eine verlieren! Oh, wie er sie ergreifen und verschlingen würde. Sie sollten sie ihm nicht wegnehmen. Was täte es, wenn sie mitten in den Schmutz fielen! Es war doch merkwürdig — es war doch merkwürdig, — daß der Bäcker keine verlor!

Er stand und starrte auf die Tür, durch die die Wecken hineingetragen wurden.

Die Bauern kamen in die Stadt gefahren mit großen fetten Pferden vor ihren Wagen. Die Dienstmädchen liefen mit Kannen voller Sahne und frischem Kaffeegebäck vorüber. Ein paar Herren kamen über den Bürgersteig. Große, starke Gestalten in langen modernen Ueberrocken. Sie sprachen laut und lachten; die Gesichter waren rot von gutem Essen und Trinken. Der Rauch ihrer Zigarren wirbelte dustend auf ihn herab.

Oh, wie reich alle Menschen waren! Oh, wie arm er war!

„Ich möchte gerne fragen, ob der Vermieter zu Hause ist?“ Seine Stimme klang so dünn, als käme sie aus den zusammengekeiferten Därmen.

„Nein, noch nicht. Er kommt vielleicht nicht vor gegen Abend.“ Es war die Frau des Vermieters. Sie musterte ihn halb unfreundlich, halb mitleidig, von seinem zerdrückten durchweichten Hut bis zu den verdorbenen Schuhen.

„Hat es solche Eile?“

Er blickte sie an. Es war ein rüstiges Frauenzimmer. Sie hatte ein fettriefendes Messer in der Hand. Ihre Arme glänzten, und über dem Bauch glänzte sie ebenfalls. Draußen in der Küche briet und bruzelte es, und durch die offene Tür drang nahrhafter und angenehmer Speisedampf. Seine Därme dehnten sich, und durch die Speiseröhre ging ihm ein schlederndes Gefühl. Das Darmgas spannte seinen Bauch und rief Zwerchfellkrämpfe und ein ununterbrochenes leeres Rülpsen im Halse hervor.

Wenn er bloß hier stehen und sich an diesem Dampf satt schlingen konnte! Wie nahrhaft war er nicht im Vergleich zu der dünnen Luft da draußen.

„Hat es solche Eile?“

„Nein, das gerade nicht. . . freilich . . . das heißt . . .“

„Kommen Sie lieber morgen wieder,“ fertigte sie ihn ab, sie wollte offenbar schnell wieder zum Braten hinaus. „Dann treffen Sie ihn wohl zu Hause.“

Martin machte eine sinkende Bewegung. Der Bauch zog sich in die Höhe, daß die dünne Haut sich straff über den Rippen spannte, krampfte sich zu einem Darmbündel zusammen, daß er sich förmlich auf den Beinen heben und schluckfen mußte.

„Danke . . . ja . . . schön . . .“

Es war eine Veränderung in der Luft vorgegangen. Der Regen fiel Tag und Nacht, und es herrschte eine Kälte, wie im Spätherbst. Und es standen noch Heuschöber draußen, von Wasser durchtränkt natürlich.

Eines Morgens früh gingen ein paar Männer in Schaffstiefeln draußen auf den Wiesen umher und besüßten das Heu, ob es noch eingebracht werden konnte.

Plötzlich begann ein großer Hund, den sie mitgenommen hatten, zu klaffen.

„Was, Satan!“

Aus einem Heubündel sprang ein komischer Mensch in die Höhe. Unter dem einen Arm hatte er eine Zacke und unter dem anderen einen Rucksack, und die Strohhalm bedeckten ihn wie ein rauher Pelz. In langen Sprüngen setzte er über die Wiese, daß das Wasser um ihn aufspritzte.

Der Hund und die Männer blieben vor Staunen ganz still stehen und blickten ihm nach.

„So ein Satan!“

Martin, der die Nacht in dem halbverfaulten Heuschöber zugebracht hatte, kam nachmittags wieder zum Vermieter, und diesmal traf er ihn zu Hause.

„Ja, es war wirklich noch nichts — aber — es konnte sich ja immer mal was finden. Aber — das wäre wohl so eine Sache, das Warten?“

„Ja, das war so eine Sache.“ Es kam ihm vor, als müßte der Mann es ihm ansehen können, daß er acht Nächte hindurch unter freiem Himmel gelegen und nichts anderes zu essen gehabt hätte als grüne Erbsen und Rüben.

„Wenn sie keine Leute brauchen, dann brauchen sie eben keine Leute.“

„Nein, dann brauchen sie keine.“ Martin blieb stehen. Die starke Wärme benahm ihm fast die Sinne. Er konnte sich nicht soweit zusammenehmen, um zu gehen. Ein schwarzer Pfuhl Regenwasser, das von seinen Kleidern herunterträufelte, bildete sich an der Stelle des Fußbodens, wo er stand. — Er stellte die Füße dicht nebeneinander, um ihn zu verbergen.

Der Vermieter zündete seine Pfeife an, sog sehr lange daran, nahm ein Kubert, betrachtete es ganz genau von allen Seiten, legte es sorgfältig hin und sah ihn sich von der Seite an, diesen Kinderlandstreicher, dieses Proletarierkind, dessen Glend im Zimmer geradezu schrie.

„Ja, da ist doch nichts zu machen.“

„Nein, es ist nichts zu machen.“ Martin hörte kaum.

Was gesprochen wurde. Er dachte nur daran, daß das Wasser auf dem Fußboden entdeckt werden müsse, wenn er ginge — und je länger er stand, desto mehr wurde es. Wie eines der schmutzbedeckten Tiere der Dunkelheit, das aus Versehen in eine erleuchtete Stube gekommen ist, fühlte er den Trieb, sich auf alle Viere herabzulassen und zu schütteln.

Da polterte jemand draußen im Flur. Die Tür öffnete sich, und ein Kerl und ein Mädchen traten sehr unbeholfen ein.

„Ja, nu bin ich hingewesen und habe Stine geholt,“ sagte der Kerl. Es war ein kleiner schmutzlicher Mensch, dessen krumme Glieder in Tagen mit Wählerklauen endigten. Obwohl er sehr dünn, waren seine Sachen doch zu eng und zwischen der zu kurzen Weste und eben solchen Hosen, die vermittelt eines straff geknüpften Strides oben festgehalten wurden, kam eine alte dreieckige Bluse zum Vorschein. Er stand sehr verlegen und zerdrückte seinen Hut in den Fäusten während er sprach.

„Na, was hat nun der Verwalter gesagt?“

„Ja, er hat ja drauf geschworen, daß es Stine schlecht gehen sollte, weil sie zöge. Aber Stine wollte doch nicht länger dableiben, wenn sie mich rausgeworfen hätten. Sie wollte doch am liebsten mit mir mit!“

(Fortsetzung folgt.)

Magister, Söldner und Vagant.

II.

Unterdessen war das Jahr 1793 angebrochen. In Paris war Ludwigs XIV. Haupt unter der Guillotine gefallen; die Schreckensherrschaft setzte ein; jenseits wie diesseits des Rheins raste die wildeste Klubistenjagd. Mainz wurde im Juli von den Franzosen geräumt; Landau i. Pf. aber gehalten. Nachdem die Stadt von den deutschen und österreichischen Truppen ringsum so eingeschlossen worden war, daß nichts hinein, nichts heraus konnte, hoffte man, daß sich die Uebergabe noch bis Ende November vollziehen würde. Der französische Kommandant, General Laubadère, ein ehrlicher Republikaner, lehnte jedoch alle dahingehenden Verhandlungen ab. Nun kamen die Preußen zu ein anderes Mittel. Es war den obersten Truppenführern zu Ohren gekommen, daß Lauffhard mit dem Bürger Denzel, welcher Repräsentant du peuple (Volksrepräsentant) von Landau und zu der Zeit in Mission bei der französischen Rheinarmee war, ehemals bekannt gewesen sei. Da Denzel großen Einfluß auf die Stadtbevölkerung hatte, so beredete der Prinz von Hohenlohe Lauffhard, die gefährliche Rolle des Spions und Unterhändlers zu übernehmen, um dadurch möglicherweise eine blutige Uebergabe der Festung zu verhindern. So ohne weiteres mochte sich Lauffhard doch nicht bereit erklären. Schließlich aber sagte er zu. Unter der Maske eines Deserteurs unternahm er dann in einer mond hellen Nacht das Wagnis, sich so dicht an die französischen Wachen heranzuschleichen, daß er gefangen wurde. . . . Jetzt war er in der Festung. Die vollkommene Beherrschung der französischen Sprache gewann ihm sofort das Vertrauen des Generals Laubadère, zu dem er geführt wurde. Man glaubte ihm seine Beteuerung, daß er wegen seiner republikanischen Gesinnung geflohen sei, aufs Wort. Soweit war alles gut. Er bewegte sich frei und ungezwungen, war öfters bei Laubadère, noch häufiger bei Denzel. Dieser zeigte sich aber nicht geneigt, den Verräter zu spielen. Jetzt mußte Lauffhard sehr auf der Hut sein. Zwischen Denzel und dem Kommandanten bestand schon lange eine feindselige Spannung, die schließlich zur Festsetzung des erleren führte. Natürlich begann Laubadère jetzt auch Mißtrauen gegen Lauffhard zu hegen. Dieser hatte ein Verhör zu bestehen. Man befragte ihn wegen seines Umgangs mit Denzel, ob er seit dem Anfang der Revolution an ihn geschrieben, ob er Briefe von ihm erhalten, ob ihn der preussische General Manslein an Denzel geschickt und diesem eine Summe Geldes für die Uebergabe der Festung habe bieten lassen, endlich, ob Denzel nicht gegen die Republik rätsonniert und gesagt hätte, daß sie zugrunde gehen müßte. Indessen bewirkte die freimütige Beantwortung aller Fragen Lauffhards sofortige Freilassung. Laubadère war aber noch immer mißtrauisch, bis ihm Lauffhard erklärte, daß Denzel unschuldig sei, und wenn ihn der General nicht in Ruhe lasse, er sich beim Konseil Ruhe schaffen wolle. Das wirkte. Für diesmal war Lauffhard davor geschützt, seinen Kopf zu verlieren — vorausgesetzt, daß Denzel ihn nicht verriet. Doch der schweig. Landau konnte von den Preußen nicht genommen werden. Sie zogen Weihnachten ab. Inzwischen hatte auch Marie Antoinette in Paris auf der Guillotine ihr frevles Leben mit dem Tode gelüßt. Bei dieser Nachricht ließ General Laubadère in Landau 48 Kanonen abfeuern. Darauf wurde ein großes Feuer auf dem Marktplatz angezündet, und der Fenster mußte die Wildnisse der Königin hineinwerfen. Laubadère hielt eine Rede, die Volontäre applaudierten wie rasend und zogen beim Gesange ihrer Carmagnole durch alle Straßen . . .

Nachdem die Preußen von Landau abgezogen waren, wurden alle deutschen Desertereure über Weißenburg nach Straßburg gebracht. Lauffhard mit ihnen. In Colmar sah er zum erstenmal eine Hinrichtung durch das Fallbeil. Von Straßburg ging nach Besançon. In Mâcon traf Lauffhard zum erstenmal einige von den echten „Dhnehofen“ an. Wir erfahren hier näheres über ihre Organisation. Als 1793 Lyon rebellierte und Toulon in die Hände der Feinde fiel, bestand Gefahr, daß sich das südliche Frankreich zur royalistischen Partei schlagen könnte. Die Nationalmacht war an den Grenzen. Es wurden also in aller Eile Truppen zusammengerafft und in die bedrohten Gegenden geschickt. Jeder Offizier hatte das Recht, zum Dienst der Republik anzunehmen, was nur wollte; ja, wer 20, 30 bis 40 Mann zusammen hatte, durfte sich zu ihrem Anführer aufwerfen und blieb es. Die so errichteten Korps hießen mit einem Namen die „Armée révolutionnaire“ und waren die echten aller Dhnehofen oder Sansculottes. Sie trugen nämlich selten Culottes oder Kniehosen wie die Vornehmeren sie hatten, die nachher „Muscadins“ genannt wurden. Anfänglich war man mit der Nationalkolarde als äußerem Abzeichen eines guten Republikaners zufrieden gewesen; hernach nicht mehr. Wer's nur zahlen konnte, trug eine Mütze à la Republicque, d. h. eine von blauem Tuch mit rotem Rand und weißer Kante, woran auch noch die Kolarde befestigt war. Vorne an den meisten Mützen las man das Wort: Mort aux rois! (Tod den Königen!) oder: Mort aux tyrans! So eine Mütze war ein Hauptkennzeichen des Zivismus (freien Bürgertums). Sogar an den verächtlichen und ungeputzten Haaren wollte man den besseren Patrioten erkennen — Kobespierre trug jedoch bis an sein Ende die Taubenflügelfrisur — und kurze Hosen sah man fast gar nicht mehr; sie schienen aristokratisch zu sein. Wer nicht gerade eine Nationaluniform hatte, zog eine kurze Jacke (matelote) an. Was die Armée révolutionnaire angeht, so war sie aus allen Nationalitäten und den verschiedensten, oft recht zweifelhaften Elementen zusammengesetzt, was unvermeidlich war. Man fand unter ihnen wohl recht artige Leute; aber größtenteils waren es rohe, ungeschliffene Waghälfse, die da meinten, sie wären einzig und allein da, um die Aristokraten und Pfaffen totzuschlagen, berichtet Lauffhard. „Die revolutionäre Armee war ein Hauptstück des Schreckensspiels. Wo solche Leute hinkamen, fuhr alles zusammen, und kein Mensch unterstand sich, nur den Mund zu öffnen, aus Furcht, es könnte ihm ein Wort entfahren, das der Sansculotte als lonterrevolutionär und aristokratisch deuten könnte, und dann war er verloren. Der Dhnehofe gab ihn an und man schmiß ihn sofort ins Gefängnis, woraus der Ausgang gar schwer war.“ . . . Der Konvent hat die Ausschweifungen der Dhnehofen keineswegs gebilligt, wie aus verschiedenen Dekreten hervorgeht.

In Lyon fand Lauffhard noch die Spuren der Zerstörung in den meisten Straßen und Winkeln. „Ganze Reihen Häuser waren weggebrannt, und gerade die allerhöchsten. Kirchen, Klöster und alle Gebäude der ehemaligen großen Herren waren ruiniert. Als ich an die Guillotine kam, floß das Blut derer, welche wenige Stunden vorher waren gelöpft worden, noch auf dem Plage.

Hier, in Lyon nahm er Dienst bei den Dhnehofen, und ging mit einem Trupp nach Bienna, von da über Grenoble auf den fatalsten Wegen nach Valence zu. Hier schlief er nebst einigen Kameraden im Weinhaus auf einem Haufen zurechtgerüttelter Menschentrocken. Mit 20 anderen, die von der Truppe noch beisammen geblieben, marschierte Lauffhard jetzt über Montélimar und Carpentras nach Avignon. Hier ließ sich alles gut an, Posto zu fassen, allein der Repräsentant du peuple befahl, daß alle Kriegsgefangenen und Ausländer weiter ins Innere zu schaffen seien. Nach Toulouse wollte Lauffhard aber nicht; und so entließ er sich, mit einem neuen Paß versehen, wieder nach Lyon zurückzugehen. Hier duelliert er sich mit einem französischen Offizier, wird verwundet und einige Tage später „auf einem republikanischen Wägelchen, d. h. auf einem zweirädrigen Karren, der mit einer leinenen Plane bedeckt ist“, nach Dijon ins Hospital gefahren. In Dijon lagen damals im März 1794 wenigstens 5000 Desertereure und gewiß 6000—7000 Kriegsgefangene; im Hôpital Chailler waren viele ausländische Kranke, auch deutsche. Als er so ziemlich hergestellt worden war, versah er Wärterdienste. Der ehemalige Schüler, Student, Kandidat, Vikarius, Jäger, Waffenhauslehrer, Magister, Soldat, Gemüßer und Sansculotte wurde Infirmier subalterno (Krankenträger). „Da sah ich denn wieder einmal anders aus, denn ich trug die Uniform, d. h. eine schwarzliche Jacke mit gelben Knöpfen, ein Paar lange Hosen oder ein Pantalon und eine blaue Nationalmütze mit rotem Rand, der oben weiß eingefast war; außerdem hatte ich noch eine weiße Leinenschürze vor.“ . . . Lauffhard stand sich gut als Krankenträger; aber die Langeweile schlich sich ein und er wünschte eine Veränderung. Und da ihm verschiedene deutsche Offiziere, die hier als Gefangene lagen, das Angebot machten, ihnen französische Lektionen zu geben, so kündigte er nach einem Monat seine Stelle und wurde Sprachlehrer in der Stadt. Er lebte in angenehmen Verhältnissen; aber wenn er schließlich nicht über die Grenze nach Deutschland entweichen konnte, so gedachte er sich nach Paris zu wenden. Dorthin durfte jedoch niemand ohne Paß kommen; deswegen schrieb nun Lauffhard an Denzel. Dieser Brief wäre beinahe verhängnisvoll für den Absender geworden; denn Denzel sah gerade wegen der Landauer Affäre im Pariser Arrest und der Brief fiel also dem Wohlfahrtsausschuß in die Hände. Schon acht Tage danach wurde Lauffhard in

Dijon mitten auf der Straße verhaftet und nach der Conciergerie gebracht. Einige Tage später eröffnete ihm der Ankläger, daß er nach Mâcon gebracht werden müsse. Das geschah denn auch. Im dortigen Gericht hatte er zunächst drei Verhöre vor der Inquisition selbst auszuhalten. Die Angst war größer gewesen, als das Schuldbewußtsein. Er wurde außer Anklage und sofort in Freiheit gesetzt. Nicht nur das: da er unschuldig 32 Tage gefesselt hatte, so erhielt er für jeden Tag 15 Sous, also im ganzen 24 Livres ausbezahlt, die er lediglich durch seine Angst verdient hatte. . . . Mit einem neuen Paß versehen, ging Lauthard nach Dijon zurück, wo er sich zunächst als Briefschreiber und Lektionlehrer durchdrachte. Bald war es damit aber nichts mehr, weil die Offiziere, die Unterricht genommen hatten, einstweilen keinen Sold bekamen. Er suchte sich jetzt als Abschreiber, einige Zeit auch als Handarbeiter auf Manerbruch durchzubringen und kam schließlich wieder als Krankenwärter in einem Hospital an. Aber er sehnte sich doch fort. Es gelang ihm, seine Entlassung aus französischen Kriegsdiensten zu erlangen.

Nun hätte er ja direkt nach Deutschland gehen können. Allein, hier würde er den Preußen in die Hände gefallen sein. Deshalb ging er erst nach Zürich und mit Hilfe eines kaiserlichen Passes nach Lörrach in Baden. Hier lag ein starkes kaiserliches Kommando. Mit diesem zog er im Februar 1795 nach Freiburg, ließ sich insgeheim beim Emigrantenheer antwerben, desertierte aber kurz darauf wieder aus Elßas ins Badische hinüber und nahm in Offenburg Dienst bei der schwäbischen Reichs- oder „Reißaus“-Armee. Mit ihr bezog er Lager bei Rehl.

Hier sah er ein Schauspiel, bei dessen Andenken ihm noch lange die Haut schauderte. Unter der Einwohnerschaft waren vier Espione entdeckt worden. Einer von ihnen wurde zum Tode durch das Schwert, der andere zum Galgen verurteilt. Die beiden übrigen sollten drei Tage nacheinander durch 300 Mann Gassenlaufen. „Die Exekution ging vor sich — aber das Gassenlaufen war bis zum Entsetzen abscheulich. Man hatte absichtlich große, starke Ruten gegeben und für zehn Gulden Wachs unter die Soldaten verteilt, die Ruten damit einzustreichen, und die Soldaten vom Regiment Württemberg berichteten ihr Henkerrechtsamt auch so gut, daß man die armen Leute schon bei dem sechsten Gange wegbringen mußte. Sie sahen nicht mehr aus wie Menschen, indem die Barbaren ihnen fogar die Gesichter zerfleischt und die Beine und Hüften gar jämmerlich zerlegt hatten. Weibe sind wenige Tage darauf gestorben an Brand. Der brave Obrist Sandberg spuckte bei dieser Barbarei aus, und ein heftig gesprochenes Wort: „Pfui Teufel, pfui der Schande!“ war sein Urteil darüber.“ . . .

Nun dauerte es nicht mehr lange und Lauthard wurde auf Verwundung des Prinzen von Baden wegen seiner Brustwunde, die er bei dem Duell erhalten hatte, als unfähig zu ferneren Soldatendiensten entlassen.

Sein späteres Leben ist Armut und Elend. In Halle heiratete er ein armes Mädchen. Er suchte den Unterhalt durch Unterricht in verschiedenen geologischen Fächern, außerdem noch im Lateinischen, Französischen und Italienischen zu erwerben. Die Ehe war unglücklich. Schmalhaus sah als Küchenmeister zu Tisch. Beim preussischen Thronwechsel schloß Lauthard Hoffnungen auf Anstellung. Er reiste auch selbst zum Könige nach Berlin. Friedrich Wilhelm III. dekretierte in Lauthards Gegenwart, daß ihm durch das Oberschulkollegium ein guter Posten beschafft werden solle. Allein damit war es nichts, weil die Universität in Halle einen ungünstigen Bericht gab — Lauthard bekam keine Anstellung. So ward er wieder in den Strudel des unsteten Lebens zurückgeworfen. Er, der kaum für sich sorgen konnte, hatte nun Weib und Kind zu ernähren. Er gab Privatstunden, hielt Reputationskurse ab und trat fogar als Winkeladvokat auf. Daneben schrieb er eine Unzahl Romane und Erzählungen von zweifelhaftem Wert. Daß er später auch festangestellter Pfarrer gewesen sei, hat sich nicht erweisen lassen; dagegen hat sein Biograph, Professor Paul Holzhausen, ausfindig gemacht, daß Lauthard in Weitzrodt, einem Pfarrort im Saargebiet, sich nicht nur aufgehalten, sondern in den Jahren 1804—1809 als Pfarverweier tätig gewesen ist. Während der letzten Jahre seines abenteuerlichen Lebens ist sein eigentlicher Bohnort Kreuznach gewesen, wo er endlich am 29. April 1822 als „Privatsekretär“ gestorben ist.

Lauthard war zweifellos ein nicht unbedeutender Kopf, aber ein schwacher Mensch. Seiner Epoche und sich selber hat er durch seine Memoiren ein dauerndes Denkmal gesetzt. E. K.

Haiti und seine Bewohner.

In Haiti, der den Westen der gleichnamigen Antilleninsel einnehmenden Regerepublik, herrscht Revolution. Das ist dort zwar nichts Außergewöhnliches, aber aus den Nachrichten scheint hervorzugehen, daß es sich diesmal um ernstere Ereignisse handelt.

Das heutige Haiti war mit dem östlichen Teil der Insel, der jetzigen Republik Santo Domingo, von der Entdeckungszeit bis 1697 spanischer Besitz. Damals wurde es an Frankreich abgetreten. Die französische Revolution mit ihrer Verkündigung der Menschen-

rechte veranlaßte die starke Sklavenbevölkerung zum Aufstand gegen die Weißen, und es begann ein langer und grausamer Kampf mit wechselnden Erfolgen. Bekannt geworden ist aus diesen Kämpfen besonders der Regergeneral Toussaint l'Ouverture, der dann kurze Zeit Präsident der jungen Republik war, bis er in die Gefangenschaft der von Napoleon gesandten französischen Truppen fiel und dort starb. 1804 wurden die Franzosen von Toussaints Nachfolger Dessalines völlig aus Haiti vertrieben, und Napoleon ließ es dabei bewenden. Seitdem ist Haiti ein selbständiger Staat geblieben, wobei gelegentlich ein ebenso kurzlebiges wie groteskes Königtum oder Kaisertum die Republik vorübergehend abgelöst hat. Aber es sind bis heute nicht die furchtbaren Wunden verheert, die Haiti der verheerende Befreiungskampf geschlagen hat. Die beständigen Parteiwirren und Revolutionen ließen den Machthabern niemals Zeit, sich auch nur in bescheidenem Maße dem kulturellen und wirtschaftlichen Wiederaufbau des zerstörten zu widmen — was sie in den meisten Fällen auch gar nicht als ihre Aufgabe betrachteten. Selten war es einem Präsidenten vergönnt, sich die ganze siebenjährige Amtsdauer hindurch seinen politischen und persönlichen Widersachern gegenüber zu behaupten, und da man dort außerdem an dem Grundsatz „Haiti den Haitiern“ von jeher streng festhielt und amerikanischem oder europäischem Unternehmungsgeist das Land verschloß, so konnte ihm auch von außen keine wirksame Hilfe kommen.

Das Innere der Republik ist noch sehr wenig bekannt, und nur dort, wo wir den Spuren des deutschen Ingenieurs G. Tiphpenhauer begegnen, kann von verlässlichen geographischen Forschungsergebnissen die Rede sein. Die Größe Haitis wird auf 28 676 Quadratkilometer angegeben — was etwa der Fläche der Provinz Posen entspricht — und die Bevölkerungszahl (für 1904) amtlich auf 1 425 000 „berechnet“, was aber vermutlich zu hoch gegriffen ist. Als der Befreiungskampf begann, hatte Haiti eine halbe Million Negerknechte. Während des Kampfes war diese Zahl erschreckend zusammengeschmolzen, so daß der im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts regierende König Henri I. einmal zu einem sonderbaren Vermehrungsmittel griff. Er ließ seine unverheirateten Soldaten in langer Reihe aufstellen und ihnen gegenüber die gleiche Anzahl Frauen. Auf Kommando marschierten die Soldaten auf die Frauen los, und die, auf die jeder gerade traf, wurde seine rechtmäßige Ehehälfte ohne weitere Formlichkeiten. Von der heutigen Bevölkerung entfallen 90 Proz. auf die reinen Neger und 10 Proz. auf Mischlinge. Die Zahl der Weißen ist verschwindend klein und mag wenig über 500 betragen, gegen 45 000 am Schluß der französischen Herrschaft; die meisten derer, die das Leben retteten, sind damals nach Kuba ausgewandert.

Man vermutet nicht ohne Grund, daß die Gebirge Haitis bedeutende Mineralschätze aufweisen. Eisen, Kupfer, Gold, Schwefel, Antimon und Blei, auch Marmor sind vorhanden. Außerdem bergen die Wälder wertvolle Hölzer. Aber diese Schätze liegen ungenutzt da, weil von den Einheimischen niemand ernstlich an ihre Ausbeutung geht und fremde Unternehmer, wie erwähnt, ferngehalten werden. Ausländer dürfen eben in Haiti keinen Grundbesitz haben und erfreuen sich überdies der ziemlich sicheren Aussicht, bei Streitigkeiten mit Eingeborenen vor einem haitischen Gerichtshof den kürzeren zu ziehen. Zur französischen Zeit beherrschten die Rohrzuckererzeugung und der Kaffeebau das ganze wirtschaftliche Leben. Nachdem Haiti selbständig geworden war, wurde die Zuderindustrie so gut wie völlig ausgegeben, weil sie die befreiten Schwarzen zu unangenehm an die Jahre ihrer Sklaverei erinnerte; sie beschränkten sich auf den Kaffeebau, der indessen auch nicht mehr die alte Bedeutung wiedererlangt hat. 1789 wurden 43 Millionen Kilogramm Kaffee gewonnen, 1901 — in einem Jahr der Mißernte allerdings — nur 29 Millionen Kilogramm; doch ergab das Jahr 1904 auch nur 37 Millionen Kilogramm. Uebrigens ist die Qualität infolge der mangelhaften Aufbereitung sehr minderwertig. Zur Ausfuhr kommen ferner, in geringerer Menge, Kakao, Mahagoniholz, Kampeschholz, Farbhölzer, Häute und Baumwolle. Alle Beobachter berichten von einem immer schlimmer werdenden Daniederliegen aller wirtschaftlichen Verhältnisse, das begünstigt wird durch die Gleichgültigkeit und Trägheit der Regerepublik, die in ihrer überwiegenden Mehrheit nur ganz geringe Bedürfnisse hat und bei einer höchst bescheidenen Lebenshaltung ohne Sorge für den kommenden Tag sich sehr wohl fühlt.

Eisenbahnen gibt es nicht, und die Telegraphenlinien, die vorhanden sein sollen, sind mehr Sage als Wirklichkeit. Die Spezialkarten zeigen nicht wenige Chaussees, täuschen aber damit Zustände vor, die den Tatsachen ganz und gar nicht entsprechen; jene „Kunststraßen“ sind zumeißt nichts weiter, als elende, schwer gangbare Wege, die keine brauchbaren Verbindungen darstellen. Bereits vor den Toren der größeren Städte sind die Brücken derart, daß ein Sprichwort sagt: Wenn Du auf eine Brücke triffst, so umgebe sie. Ausgebessert wird nichts, geschweige denn etwas neu gebaut.

Die erst 1790 gegründete Hauptstadt Port-au-Prince, die einen ausgezeichneten Hafen besitzt, mag 60 000 Einwohner haben. Des schwarzen Mannes Hauptstadt, so schildert sie ein Besucher, ist in bezug auf Sauberkeit nicht besser als seine kleineren Städte. Dieselben Gassen laufen die Straße entlang, derselbe Müll und Abfall bedeckt jeden Zoll. Die Straßen selbst, die niemals ausgebessert werden, sind ein Netzwerk von Löchern, Hügeln und Pfützen. Die jähren tropischen Regen überfluten sie von Zeit zu Zeit, aber zwischendurch ist ihr Zustand unbefriedigend. Der „Boulevard“ ist

Von Bäumen beschattet, und alle halbe Stunde fährt eine Dampf-
 Bahn auf und ab. Hier hat die Polizei ihre elenden Wachstuben
 und sucht an den schmutzigen Durchgängen ihre Mahlzeiten. Die
 Polizisten würfeln, wenn sie nicht in den von Baum zu Baum ge-
 spannten Hängematten schlafen. Obenan an dieser Hauptstraße
 stehen die Kathedrale und der Palast des Präsidenten, Bauwerke,
 die indessen architektonisch ganz anspruchslos sind. Ueberall Verfall
 und Schmutz. Die übrigen nennenswerten Städte sind Cap-
 Haitien, Cayes, Sonabes und Port-de-Paix.

Im Gegensatz zu der verurteilten eingeborenen Bevölkerung der
 Städte wird die des Landes, die fast niemals in geschlossenen
 Dörfern, sondern in der Regel familienweise in einzelnen, weit
 voneinander entfernten Hütten müßig in den Tag hineinlebt, als
 in mancher Hinsicht nicht unhygienisch geschildert. Obwohl sehr
 arm und in den ursprünglichsten Verhältnissen mit ihrem kleinen
 Viehstand lebend, begegnet sie dem Fremden sehr freundlich und
 gastfrei, ist stets bereit, ihm ein Obdach zu gewähren und die
 vorhandenen Lebensmittel mit ihm zu teilen, wobei Bezahlung
 nicht erwartet, oft sogar zurückgewiesen wird. Auch läßt dort
 die Sicherheit wenig zu wünschen übrig. Zu den üblen Eigen-
 schaften gehört vornehmlich der Schlangenkult des Bobu (Baudour),
 über dessen Wesen aber im allgemeinen wenig bekannt ist. Die
 Vorfahren der heutigen Haitier stammen zum größten Teil von der
 afrikanischen Goldküste und daher erklärt sich dieser Kult, der sich
 von Generation zu Generation vererbt hat. Das Wesen des
 Bobukults ist vielfach bestritten worden, doch hat selbst Tippen-
 hauer, der in haitischen Diensten stand und deshalb die Verhältnisse
 in der Republik häufig zu günstig dargestellt hat, zugegeben, daß
 der Kult vorkomme und sogar noch gelegentlich Menschenopfer
 fordere. Der englische Reisende H. Richard, der vor einigen
 Jahren Haiti bereist hat, berichtet dasselbe. Danach gibt es zwei
 Arten von Bobuanbetern; eine, die dem Schlangengott nur
 Früchte, weiße Hühner und weiße Ziegen darbringt, und eine
 andere, deren Hauptopfer in einer „Biege ohne Hörner“ besteht,
 worunter ein Kind zu verstehen ist. Weiß ist die heilige Farbe
 der einen, Rot oder Schwarz die der anderen Art. Die Bobu-
 fester finden gewöhnlich in der Nacht und angeblich höchst geheim statt,
 tatsächlich aber brauchen und üben die Bobuanbetter die Geheimnis-
 tuerie gar nicht, weil sie vor jeder Behinderung oder Ueberraschung
 durch die Behörden sich sicher fühlen dürfen. Den Vortritt führt
 eine Schlange in einem Kätig, die Zeremonien selbst bestehen in
 Tänzen, Opferungen, Festmahlen, Anrufungen und einem „del-
 phischen“ Zustand in den sich der Priester, Papaloi, oder die
 Priesterin, Ramaloi, versetzen. (Diese Bezeichnungen sind fran-
 zösischen Ursprungs und von papa roi, Vater König, bezw. mama roi,
 Mutter Königin, abgeleitet.) Das Opferfest, von dem Richard
 den harmloseren Teil sah, dauerte von Donnerstag nachmittag
 bis zum nächsten Sonntag. Er beobachtete folgendes: Tanz nach
 einem monotonen Gesang. Besprengung eines Gerichts von
 Kongobohnen und roten Melonen, das auf dem Boden stand und
 von mehreren mit einer Flüssigkeit gefüllten Flaschen und rosa
 Blumen umgeben war, mit Wasser. Tanz der Ramaloi zwischen
 den knienden Andächtigen hindurch mit einem lebenden Hahn auf
 dem Kopfe. Die Ramaloi tötet den Hahn, küßt den durchschnittenen
 Hals und fällt dann anscheinend ohnmächtig nieder. Wieder-
 holungen des Tanzes; es werden noch weitere Hähne geopfert,
 doch von den Teilnehmern. Zuletzt opfert der Papaloi einen
 schwarzen Hahn. Ueber diese Opfer wird Wasser gesprengt. Das
 Blut der Opfertiere, das in ein Gefäß gefloßen ist, wird von der
 Ramaloi auf die Türpfosten gestrichen, auch malt sie damit Kreuze
 auf die Stirn der Teilnehmer. Neuer Tanz, an dem sich alle be-
 teiligen. Es folgen die Schmaufereien und wiederum Tänze, die
 in obszöne Verrenkungen ausarten. Zu den Bobufestern ruft eine
 Trommel zusammen.

Der Einfluß der Papaloi ist überaus mächtig, sie sind die
 Angel, um die sich das ganze Leben der Haitier in den abgelegenen
 Gegenden dreht; sie sind die Willensvermittler der allmächtigen
 Schlange, von allen gefürchtete schlaue Regier, die keinen festen
 Wohnsitz haben. Die Ramaloi sind ihre von der Schlangengotttheit
 erwählten Helferinnen. Ein neuer Papaloi wird durch die Opfe-
 rung eines Kindes in seine Würde eingeseht, das Blut wird dabei
 mit Rum vermischt, von den Anwesenden getrunken. Die Re-
 gierung ist stets zu schwach oder zu lässig gewesen, diesem Kult
 ein Ende zu machen; er wird also noch lange in Haiti im Schwäp-
 er bleiben, länger als in Westafrika, wo der Einfluß der Europäer
 diese barbarischen Sitten doch schon sehr zurückdrängt, H. S.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Das mörderische Alaska. Dr. Gordon vom Freien
 Museum für Kunst und Wissenschaft in Philadelphia hat vor der
 anthropologischen Gesellschaft in Washington einen Vortrag über
 seine ethnologische Untersuchungsreise in Alaska gehalten, deren
 Ergebnisse das mörderische Klima dieses Landes, das unglücklicher-

weise durch die Entdeckung von Goldfeldern eine Massenanziehung
 ausgeübt hat, in ein düsteres Licht rückt. Die Untersuchungen er-
 streckten sich im vorigen Jahre auf das Gebiet des Kusokwim-
 Flusses, der in der mächtigen Mac-Kinley-Kette entspringt und
 sich dann südostwärts wendet, um in die gleichnamige Bucht des
 Bering-Meres zu münden. Der Forscher ist den ganzen Strom
 hinabgefahren. Das Gebiet des Oberlaufs war auf einer Strecke
 von über 300 Kilometern völlig verödet. Kein einziger Mensch
 zeigte sich, und auch das Tierleben erschien fast ausgestorben.
 Versuche zur Ansiedlung sind auch hier gemacht worden, aber die
 Wohnungen waren alle wieder verlassen. In einem Hause lagen
 noch fünf Leichen, als ob die Bewohner von einer plötzlichen Pestilenz
 dahingerafft worden wären, und es wurde in der Tat nachträglich
 festgestellt, daß eine Seuche von Lungenentzündung in letzter Zeit
 das Tal gleichsam ausgefegt und fast sämtliche Bewohner ver-
 nichtet hatte. Etwas weiter hinab stieß Dr. Gordon auf ein
 ganzes Dorf, das aber gleichfalls völlig unbewohnt war. Die
 ehemalige Bevölkerung gehörte nach den hinterlassenen Gegen-
 ständen zu schliehen, zu den Eskimos. Die Wohnungen bestanden
 in Blockhäusern, die mit Erde bedeckt waren. Es waren auch Ver-
 sammlungs- oder Klubhäuser von beträchtlicher Größe vorhanden,
 außerdem zahlreiche Aufbewahrungslöcher für Vorräte und Gestelle
 zum trodnen von Lachsen. Die Einwohnerschaft dieser Gegend
 war vermutlich ausgewandert, und zwar wahrscheinlich wegen des
 Geruchwindes des Renttiers (Caribou), von dem diese Leute
 verabschiedet abhängig sind. Ob die Rentiere selbst nur nach anderen
 Gegenden übergesiedelt oder gleichfalls dem Klima oder anderen
 Einflüssen zum Opfer gefallen sind, scheint nicht festgestellt zu sein.
 Dr. Gordon besuchte ferner auch ein noch bewohntes Eskimodorf
 an der Mündung des Stroms, wo er ein großes Material an
 Photographien, Körpermessungen und anderen Angaben für die
 Eigenkümlichkeit dieses Stammes sammelte. Die Verheerungen,
 die unter den Eingeborenen von Alaska durch Epidemien ange-
 richtet werden, schildert Dr. Gordon als ganz furchtbar, und hier
 wie so oft ist der „weiße Mann“ zum Verhängnis der Naturvölker
 geworden, indem er bei seinem Eroberungszug auch seine Krank-
 heiten mitbringt. Der Reisende hält es nicht für unmöglich,
 daß schon nach wenigen Jahren sämtliche Bewohner dieses Ge-
 bietes durch solche Krankheiten, die dort früher gar nicht bekannt
 waren, bis auf den letzten Mann ausgerottet sein könnten. Von
 Interesse ist noch die Bemerkung, daß die frühere Bevölkerung
 im Tal des oberen Kusokwim zur Bearbeitung des Bauholzes
 für ihre Häuser nur Werkzeuge aus Stein und Elfenbein benutzte
 hat, so daß für diese Leute die Errichtung einer Wohnung einen
 ungeheuren Aufwand an Zeit und Mühe bedeutet haben muß.

Hygienisches.

Kfg. Unhygienisches von den Zündhölzern. Die
 Zündhölzer haben im Laufe der Zeit eine große Wandlung durch-
 gemacht. Ihre jetzige Form ist ungefähr 100 Jahre alt, denn bis
 zum Jahre 1820 war die Zündhölzchen das ausschließliche Mittel, um
 Feuer zu erhalten, und hatte in gewissem Sinne den alten Feuer-
 stein und Stahl überlebt. Was aber auch zugunsten oder
 ungunsten des alten Feuerzeugs gesagt werden mag, das
 moderne Zündholz kann kaum beanspruchen, in bezug
 auf die hygienischen Anforderungen auf der Höhe zu
 stehen, obgleich seine äußerst bequeme Anwendung zugegeben
 werden muß. Mit Recht wird im „Lancet“ hervorgehoben,
 daß es deshalb eine unbestreitbare Existenzberechtigung hat. Jedoch
 ist zu bedauern, daß nicht auch bei ihm wie bei dem modernen
 Pulver eine Rauchentwicklung vermieden werden kann, oder
 besser, daß sich Verbrennungsprodukte entwickeln, die in
 hygienischer Hinsicht nicht gerade schätzenswert sind. Jeder
 weiß ja, wie stechend und reizend der Rauch des modernen
 Zündholzes ist, und wenn man die Zusammensetzung der
 Zündmasse kennt, so braucht man sich darüber nicht zu wundern.
 Unter den Bestandteilen, aus denen sie selbst oder die Reibflächen
 der Schächeln bestehen, befinden sich Phosphor, Schwefel,
 Antimon, rote Mennige, Schwefelquecksilber und Bleichromat.
 Bei dem Entzünden und Verbrennen bilden sich daher
 reichlich Dämpfe, die Schwefel- und Phosphorsäure, Blei-, Antimon-
 oder Quecksilber enthalten und somit giftig sind. Allerdings
 ist ihre Menge in dem Kopfe eines Zündholzes verhältnismäßig
 gering, aber das wird anders, wenn der Raum, in dem sie ent-
 zündet werden, sehr klein ist oder wenn die Menge der verbrannten
 Schwefelhölzer eine sehr große ist. Deshalb wird im „Lancet“
 nicht bezweifelt, daß sich in dem Zigarettenrauch eines Gast-
 zimmers oder eines Konzertsalles oder sogar auch eines elektrischen
 Straßenbahnwagens diese giftigen Produkte nachweisen lassen,
 womit sie dann gleichzeitig ihren Weg in den menschlichen
 Körper finden. Am schlimmsten scheint es in dieser Be-
 ziehung mit den Zündhölzern bestellt zu sein, die Phosphorsäure
 enthalten, weil diese in ganzen verbrannt wird, während in den
 sogenannten Sicherheitszündhölzern nur wenig oder gar kein Phos-
 phor vorhanden ist, da er sich meistens auf der Reibfläche der
 Schächeln befindet. Indes enthalten auch diese Zündhölzer Blei,
 Antimon, Barium oder Cyanverbindungen. Wir müssen dem
 „Lancet“ zustimmen, daß die heutigen Zündhölzer noch sehr ver-
 besserungsfähig sind, damit alle diese Mißstände vermieden werden.